
2.1 Experimente in den Naturwissenschaften

Das Experiment war schon immer wesentlicher Bestandteil des wissenschaftlichen Erkenntnis- und Fortschrittsprozesses (Heller 2012). Etymologisch ist der Begriff im 16. Jahrhundert in medizinischen Schriften aus dem lateinischen Nomen „experimentum“ (=Versuch, Erfahrungsbeispiel) ins Deutsche übersetzt worden. Es wurde hierunter eine erprobte Arznei verstanden. Unter dem Einfluss von Francis Bacon hat das Experiment im 17. Jahrhundert zunächst Eingang in die Naturwissenschaften gefunden und bezeichnete einen Versuch, einen Beweis, eine Prüfung oder eine Probe insbesondere im Rahmen der Experimentalphysik. Dort weist das Experiment anfänglich eine vergleichsweise einfache Form auf. Es besteht darin, dass der Forscher intentional den zu untersuchenden Gegenstand manipuliert, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen. Wird die zu erwartende Wirkung tatsächlich beobachtet, so wird sie ursächlich auf die Eingriffe des Forschers zurückgeführt. Wenn beispielsweise ein Metallstück unter dem Einfluss von Hitze seine Form verändert, ist diese Verformung als Wirkung des Erhitzens zu interpretieren, da das Metall unter normalen Bedingungen bestimmte konstante Eigenschaften aufweist, die sich durch die Erhitzung verändern (Eifler 2014, S. 197).

Experimente haben demnach ihre Ursprünge in den Naturwissenschaften, zu denen die klassischen Fächer Physik, Chemie und Biologie zählen und die durch eine sogenannte nomothetische Vorgehensweise gekennzeichnet sind. Nomothetisch (von griech. „nomos“ = „Gesetz“ und „thesis“ = „aufbauen“) bezeichnet eine Forschungsrichtung, deren Ziel die Aufstellung allgemeingültiger Gesetzmäßigkeiten ist, die von den bei einzelnen Forschungsobjekten auftretenden Phänomenen abstrahieren. Das heißt, das Experiment ermöglicht es, in kontrollierten Versuchen theoretisch generierte Hypothesen zu überprüfen und Ableitungen zu formulieren, die Aufschluss über Kausalzusammenhänge und die Richtigkeit von

Interpretationen geben (Bortz und Döring 2009).¹ Es ist bekannt, dass Experimente bereits von Astrologen im alten Ägypten verwendet wurden, um Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten, etwa Zyklen von Überschwemmungen, zu bestimmen. Spätestens seit Galileo Galilei, der im 17. Jahrhundert das bisherige Weltbild mit der Erde als Mittelpunkt der Welt gegen die damalige Wissenschaft und die katholische Kirche infrage stellte, ist das Experiment eine der wichtigsten Methoden, um kausale Annahmen zu prüfen und Erkenntnisse zu gewinnen (Bortz und Döring 2009). Nach naturwissenschaftlicher Ansicht stellt das Experiment demnach die Urform bzw. den Prototyp wissenschaftlicher Forschung dar, aus dem sich andere wissenschaftliche Methoden wie die der Beobachtung oder Befragung ableiten lassen (Behnke et al. 2006). In den Naturwissenschaften ist dieses Verständnis bis heute präsent. Hier wird die Anwendung von Experimenten sogar als die methodische Krönung des wissenschaftlichen Entwicklungsprozesses gesehen. Mit der Entwicklung des Selbstverständnisses der (Natur-)Wissenschaft, ihrer Methodik und Analyseinstrumente erlangten Experimente im Laufe der letzten Jahrhunderte so eine immer größere Bedeutung für den wissenschaftlichen Fortschritt und die gesellschaftliche Entwicklung (Petersen 2002; Hamenstädt 2012).

Bekannte experimentelle Beispiele aus den Naturwissenschaften sind neben den Versuchen zum freien Fall von Galileo Galilei (1623) und seiner Erkenntnis, dass die Bewegung im freien Fall unabhängig von Material und Größe des jeweiligen Körpers ist, etwa Heinrich Hertz' Nachweis der Übertragung elektromagnetischer Wellen (1886) oder die Entdeckung der Kernspaltung durch Otto Hahn und Lise Meitner (1938). Im 18. Jahrhundert wurden bereits die ersten Versuchsreihen zur Erprobung der Wirksamkeit von Medikamenten an Tieren durchgeführt. Da Erkenntnisse von Tierversuchen jedoch nur begrenzt auf Menschen übertragbar sind, gewann das Experiment am Menschen seit Anfang des 19. Jahrhunderts für die Neuzulassung von Medikamenten in klinischen Studien eine neue Bedeutung. Die sogenannten Humanexperimente werden bis dato als für den medizinischen Fortschritt notwendig erachtet und werden in der heutigen Zeit an freiwilligen Teilnehmern, wenn auch eingeschränkt, durchgeführt. Medizinische Versuche, die die Wirkung von Medikamenten prüfen, sind beispielsweise dadurch bekannt geworden, dass der sogenannte Placeboeffekt entdeckt wurde. Dieser beinhaltet, dass sich das subjektive Schmerzgefühl bei Patienten nicht aufgrund eines verabreichten Schmerzmittels verringert, sondern aufgrund der Annahme, dass sie eine

¹ Der nomothetischen Vorgehensweise steht das idiografische Vorgehen gegenüber, das hauptsächlich von Geisteswissenschaftlern angewandt wird. Idiografisch (von griech. „idios“= „eigen“ und „graphein“= „beschreiben“) ist eine Forschungsrichtung, bei der das Ziel die umfassende Analyse konkreter, also zeitlich und räumlich einzigartiger Gegenstände ist (Pickel et al. 2015).

Schmerzsubstanz bekommen hätten, während sie tatsächlich Scheinarzneimittel zu sich genommen haben. Ein Blick in die Medizin ermöglicht darüber hinaus eine gute Vorstellung davon, wie ein gutes Experiment auszusehen hat. So wurde bei der Entdeckung des Placeboeffekts eine Patientengruppe von Menschen, die alle an derselben Krankheit litten, nach dem Zufallsprinzip in zwei Gruppen aufgeteilt. Dabei erhielt eine Gruppe das neue Medikament, während die andere ein Placebo bekam. Anschließend wurde der Unterschied zwischen dem Effekt des Medikaments und dem des Placebos berechnet und diese Differenz als Wirkung des Medikaments bestimmt. Dennoch sind viele Experimente mit Menschen oder Tieren aus ethischer Sicht oder wegen nicht genügend berücksichtigter Gefahren unzulässig oder zumindest umstritten. Dies gilt beispielsweise für Kernwaffentests oder Versuche in der Gentechnik (Roelcke 2004). In der Geschichte gibt es zahlreiche Beispiele für experimentelle Versuche gegen den Willen von Menschen oder ohne deren Wissen bzw. nach bewusst unzureichender Information. Humanexperimente wurden bereits in der Antike durchgeführt und waren nach dem Mittelalter Begleiter des neuzeitlichen Wandels in der Medizin. Vor allem in den Euthanasie- und Rassenhygieneprogrammen während der Zeit des Nationalsozialismus kam es zu einer Vielzahl staatlich organisierter Versuchsreihen an Menschen, deren Leben als „unwert“ betrachtet wurde (Roelcke 2004). Diese Verbrechen waren Gegenstand des Nürnberger Ärzteprozesses und führten zur Verabschiedung des Nürnberger Kodex medizinischer Ethik. Dieser ist eine ethische Richtlinie zur Vorbereitung und Durchführung von Experimenten am Menschen und gehört seit der Urteilsverkündung im Nürnberger Ärzteprozess zu den medizinethischen Grundsätzen in der Medizinerbildung.²

2.2 Experimente in anderen Disziplinen

Angeregt von naturwissenschaftlichen Experimenten wurde das Experiment Mitte des 19. Jahrhunderts in die Psychologie eingeführt. Als ein bekannter deutscher Psychologe, der die experimentelle Psychologie maßgeblich prägte, ist Wilhelm Wundt zu nennen. Wundt sah im naturwissenschaftlichen Experiment ein we-

² Dieser besagt, dass „die freiwillige Zustimmung der Versuchsperson unbedingt erforderlich [ist]. Das heißt, dass die betreffende Person im juristischen Sinne fähig sein muss, ihre Einwilligung zu geben; dass sie in der Lage sein muss, unbeeinflusst durch Gewalt, Betrug, List, Druck, Vortäuschung oder irgendeine andere Form der Überredung oder des Zwanges, von ihrem Urteilsvermögen Gebrauch zu machen; dass sie das betreffende Gebiet in seinen Einzelheiten hinreichend kennen und verstehen muss, um eine verständige und informierte Entscheidung treffen zu können“ (Nürnberger Kodex 1997).

sentliches Vorbild und gründete 1879 in Leipzig das erste psychologische Labor mit einem experimentalpsychologischen Forschungsparadigma (Reiß und Sarris 2012).

Im Vergleich zum Vorbild des naturwissenschaftlichen Experiments besteht der wesentliche Unterschied von (sozial-)psychologischen Experimenten darin, dass kein „Objekt“, sondern ein „erlebendes Subjekt“, das heißt ein freiwillig teilnehmender und selbstbewusster Mensch, in der Rolle als Versuchsperson auftritt und bestimmte Aufgaben unter den künstlichen Bedingungen eines Labors oder in einer anderen standardisierten Situation erfüllt (Wundt 2004). Bekannte, aber auch sehr umstrittene Untersuchungen aus der Psychologie und der späteren Verhaltensforschung, die wichtige Befunde für zukünftige Forschungen hervorbrachten, stammen etwa von Stanley Milgram, der die Bereitschaft eines Menschen, einer (Pseudo-)Autorität zu folgen, untersuchte. Diese als „Milgram-Experimente“ (1963) bekannten Studien werden in Kapitel 6.2 („Forschungsethische Fragen“) ausführlicher behandelt. Daneben führte Benjamin Libet psychologische Experimente zum sogenannten freien Willen (1979) durch. Als Libet-Experimente wurden die Messungen des zeitlichen Abstands bekannt, der zwischen der Nervenaktivität im Gehirn, die einer bestimmten Handbewegung einleitend vorausgeht, und dem erst danach erfolgenden Bewusstwerden der dazu gehörenden Handlungsentscheidung liegt. Libet löste mit seinen Untersuchungen eine kontroverse Diskussion über mögliche Schlussfolgerungen für die Freiheit des menschlichen Willens aus. Als ein weiteres Beispiel sind die Experimente zur Unaufmerksamkeitsblindheit von Simons und Chabris aus dem Jahr 1998 zu nennen. Unaufmerksamkeitsblindheit bezeichnet die Nichtwahrnehmung von Objekten, die durch die begrenzte Verarbeitungsfähigkeit des menschlichen Gehirns bedingt ist. In ihrer Studie *Gorillas in unserer Mitte* zeigten die beiden Forscher, dass urbane Menschen selbst einen vorbeigehenden Menschen im Gorillakostüm übersehen können. Ihre Studien verdeutlichen, dass nur Gegenstände und Details wahrgenommen oder registriert werden, auf die die Aufmerksamkeit gerichtet wird, da das Gehirn selektieren muss, das heißt welche Informationen relevant sind und welche nicht (Simons und Chabris 1999). In der Soziologie, die zahlreiche thematische Überschneidungen mit der (Sozial-)Psychologie aufzeigt, wurden Experimente insbesondere im 19./20. Jahrhundert angewandt. Beispielfhaft ist hier das „Tauzieh-Experiment“ von Ringelmann zu nennen. Der in diesem Zusammenhang gefundene „Ringelmann-Effekt“ bezeichnet die Tatsache, dass – entgegen der Erwartung – die Zugleistung von unterschiedlichen großen Gruppen beim Tauziehen stets geringer ist als die Summe der einzelnen Leistungen der Versuchsteilnehmer. Dieser Effekt wird auch „Soziales Faulenzen“ („Social Loafing“) genannt, da dieser aufgrund der geringe-

ren Motivation bzw. fehlenden Koordination der Teilnehmer in der Gruppe auftritt. Ähnliche Experimente wurden in den 1970er Jahren durchgeführt, die insbesondere nach den Gründen für die Motivationsverluste der Probanden suchten (Ingham et al. 1974).

Ein weiteres bekanntes Experiment aus der Soziologie stammt von Zimbardo (1969). Der Forscher stellte dabei zunächst ein älteres Auto ohne Kennzeichen und mit geöffneter Motorhaube im New Yorker Stadtteil Bronx ab. Nach kurzer Zeit begannen Menschen die noch nützliche Teile des Wagens abzumontieren, bis schließlich das Auto nach drei Tagen vollständig zerstört war. Zimbardo wiederholte das Experiment in der wohlhabenderen kalifornischen Stadt Palo Alto. Hier stand der Pkw über eine Woche lang unverändert, bis schließlich der Forscher selbst mit der Zerstörung des Fahrzeugs begann und Passanten es ihm danach gleich taten. Dieses Experiment begründete die sogenannte Broken-Windows-Theorie, nach der Anzeichen fehlender öffentlicher Ordnung wie zerbrochene Glasscheiben, Graffiti an den Wänden oder Müll auf den Straßen die Hemmschwelle von Menschen senken, gesellschaftliche Normen zu verletzen, wie etwa Ordnungswidrigkeiten oder Straftaten zu begehen und innerhalb von kurzer Zeit sogar zur Verwahrlosung von Stadtvierteln führen (siehe hierzu Wilson und Kelling 1982). Das „zerbrochene Fenster“ symbolisiert demnach den Verfall von Stadtvierteln oder sogar ganzer Städte. Die Broken-Windows-Theorie wurde inzwischen durch zahlreiche weitere Experimente untersucht (Keizer et al. 2008; Keuschnigg und Wolbring 2015). Auch der umgekehrte Fall zeigte sich anhand eines Beispiels aus New York. In den 1990er Jahren berief sich der damalige Polizeichef der Stadt auf die Broken-Windows-Theorie und entwickelte erfolgreich Maßnahmen wie das schnelle Entfernen von Graffiti in New Yorks Straßen, um die damals sehr hohe Kriminalitätsrate zu senken.

Weitere Untersuchungen aus der Soziologie sind die Hawthorne-Experimente von Roethlisberger und Dickson (1939), die an späterer Stelle ausführlicher behandelt werden, die Konformitätsexperimente von Asch (1951) zum Einfluss von Gruppenzwang, das Ferienlager-Experiment von Sherif et al. (1954) oder Studien zur Theorie der sozialen Identität (Tajfel 1981; Tajfel und Turner 1986). Dennoch sind experimentelle Untersuchungen in der Soziologie bis heute selten zu finden (siehe Jackson und Cox 2013)³.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts existiert auch in der Ökonomie ein experimenteller Forschungsstrang, der sich verstärkt mit der experimentellen Bewertung

³ Sie hierzu auch ausführlicher den Überblicksartikel von Zimmermann (2015): „Das Experiment in den Sozialwissenschaften“.

ökonomischer Theorien beschäftigt und in der Regel psychologische Grundlagen individuellen Handelns in ökonomisch relevanten Entscheidungssituationen überprüft. Mittlerweile werden Experimente in fast jedem ökonomischen Forschungsgebiet durchgeführt, so etwa in der Industrie-, Arbeitsmarkt-, Finanzmarkt- und Umweltökonomie. Mithilfe mathematischer Überlegungen wird hier die Komplexität von Wirtschaftssystemen in formalen Modellen nachgebildet und abstrahiert. Dies erfolgt vor allem unter Rückgriff auf Modelle der Entscheidungs- und Spieltheorie. Beispiele hierfür sind die Überprüfung der Theorie des vollkommenen Marktes, der Theorie der öffentlichen Güter oder die Gestaltung von Auktionen (Guala 2005). Besonders einflussreich ist die experimentelle Ökonomie bei der mathematischen Modellierung von Entscheidungsregeln für verschiedene Alternativen, insbesondere bei Entscheidungen unter Unsicherheit und/oder Risiko (Friedman und Sunder 1994).

Eine wichtige Rolle spielt die experimentelle Wirtschaftsforschung in der Verhaltensökonomie, die die konventionellen Annahmen des Homo oeconomicus infrage stellt. Diese Annahmen beinhalten das Menschenbild eines rationalen Agenten, der stets eigennützig handelt, um unter Kosten-Nutzen-Abwägungen seine Gewinne möglichst zu maximieren. Die experimentelle Wirtschaftsforschung entwickelt hingegen unter Einbeziehung psychologischer Erkenntnisse und experimenteller Methoden realistischere Modelle menschlichen Verhaltens. Eine zentrale Einsicht dieser Forschungsrichtung ist die Bedeutung von Fairnesserwägungen. Entgegen der Annahme eines stets eigennützigen, rational handelnden Akteurs verhalten sich viele Teilnehmer in Experimenten kooperativ und belohnen faires bzw. bestrafen unfaires Verhalten, selbst wenn dies mit Kosten verbunden ist (Ostrom 1990; Raub et al. 2015).

Auch in der Kommunikationswissenschaft ist das Experiment eine etablierte Methode und gehört seit ihrem Import aus der Psychologie zu den zentralen Varianten der empirischen Untersuchungsanlage in den Feldern, in denen die Medienrezeption und/oder die Wirkung von Medien auf das Individuum erforscht werden. So werden Experimente bei der Werbewirkungs-, der Gewaltforschung oder der Erforschung der Wirkung von Fernsehnachrichten eingesetzt. In den folgenden Ausführungen werden immer wieder Beispiele aus der Medienwirkungsforschung aufgegriffen, da diese oft im engen Zusammenhang mit politikwissenschaftlichen Fragestellungen stehen. So beschäftigt sich die Medienwirkungsforschung etwa mit der Frage, was Medien, genauer: ihre Eigenschaften, bei Menschen bewirken, das heißt kausal verursachen, beispielsweise im Zusammenhang mit Wahlentscheidungen von Medienkonsumenten (Klimmt und Weber 2013, S. 126).

2.3 Experimentelle Forschung in der angloamerikanischen Politikwissenschaft

Die ersten sozialwissenschaftlichen experimentellen Untersuchungen mit politikwissenschaftlichen Bezügen wurden in den 1920er und 1930er in den USA durchgeführt und in Fachzeitschriften der Soziologie und Sozialpsychologie publiziert. Bei diesen Experimenten, die weitestgehend von Psychologen und Kommunikationswissenschaftlern durchgeführt wurden, handelte es sich vornehmlich um Feldexperimente, das heißt Experimente, die in einer realen Umgebung und nicht im Labor durchgeführt worden sind. Diese setzten sich im Bereich der Medienwirkungsforschung mit der Mobilisierung von Wählern bzw. Fragen auseinander, wie sich politische Einstellungen bilden und letztendlich Entscheidungen zur Wahlteilnahme getroffen werden (Green und Gerber 2003).

Eines der bekanntesten Experimente aus dieser Zeit stammt von Gosnell (1927), der die Mobilisierung von Wahlberechtigten in Chicago analysierte. In seiner Felduntersuchung wurden in einigen Bezirken einige Tausend Bürger durch einen Brief aufgefordert, sich für die Wahlen 1924 und 1925 registrieren zu lassen, während Bürger in anderen Stadtteilen diese Aufforderung nicht bekamen. Durch den Vergleich der Experimental- (=erhielten einen Brief) mit der Kontrollgruppe (=erhielten keinen Brief) und die anschließende Überprüfung amtlicher Statistiken konnte Gosnell einen Anstieg der Wählerregistrierung und Wahlbeteiligung in den Bezirken feststellen, in denen Briefe zugestellt worden waren. Gosnells Studie wird als eines der frühesten kontrollierten Feldexperimente in der Politikwissenschaft bezeichnet (Gerber und Green 2000), jedoch nicht als „wirkliches“ Experiment klassifiziert, da die Empfänger der Briefe nicht zufällig ausgesucht wurden, also keine Randomisierung erfolgte, sondern durch den Versuchsleiter anhand von Wohnblöcken bestimmt wurden (Morton und Williams 2010). Aus diesem Grund schlägt Gerber (2011, S. 247) vor, eher von einer „controlled intervention“ als von einem Experiment zu sprechen.

Ein weiteres viel beachtetes Feldexperiment war die an Gosnells (1927) Untersuchung anschließende Studie von Eldersveld (1956). Auch Eldersveld ging der Frage nach, wodurch und inwieweit sich Bürger in ihrem Wahlverhalten beeinflussen lassen. Er veränderte Gosnells Design der Wählermobilisierung, indem er die wahlberechtigte Bevölkerung während der Wahlen in Ann Arbor, Michigan, nicht selbst auswählte, sondern zufällig in Experimental- und Kontrollgruppe einteilte. Dabei suchte er Antworten auf die folgenden Fragen: „1) What type of personalized canvassing is most effective, and when; and what is the extent and nature of the advantage of personal contact over propaganda efforts of an impersonal type? 2) Does the impact vary in different election contexts and types of campaigns? 3)

Can the point of diminishing returns be established? 4) Is the substantive content of the appeal relevant to the effect?“ (Eldersveld 1956, S. 155). Im Gegensatz zu den Bezirken Gosnells griff Eldersveld in seinem Experiment auf Individualdaten zurück. Seine Probanden verteilte er dabei zufällig auf sieben Gruppen: Neben der Kontrollgruppe erhielten einige Befragte einen „rationalen“ Wahlaufruf per Post, andere erhielten einen „emotionalen“ Wahlaufruf, ohne dass diese Unterscheidung allerdings Wirkung zeigte. Die anderen vier Experimentalgruppen wurden persönlich kontaktiert. Dies erfolgte entweder durch Studierende, durch Parteimitglieder, telefonisch oder mit einer Kombination aus Brief und (studentischem) Hausbesuch. Wenn auch auf der Grundlage einer sehr kleinen Fallzahl konnte Eldersveld mit diesem Design zumindest einige seiner Fragen beantworten. Er demonstrierte die Bedeutung des Häuserwahlkampfes und konnte zeigen, dass durch die persönliche Stimmenwerbung der Parteiaktivisten, etwa durch Telefonanrufe und persönliche Besuche, erheblich mehr Bürger zur Wahl mobilisiert werden konnten, als dies in der Kontrollgruppe der Fall war bzw. bei den Menschen, die nur per Post kontaktiert wurden. Auch wenn diese Forschung lange Zeit ohne Anknüpfung blieb, ist dies bis heute ein klassischer Befund der Medienwirkungsforschung.

Andere politikwissenschaftliche Experimente, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts veröffentlicht wurden, sind die von Lund (1925), Hartmann (1936), Moore und Callhan (1943), Hovland et al. (1949) oder Stouffer et al. (1949). So manipulierte Lund (1925) Argumente in politischen Debatten, um herauszufinden, inwieweit diese die politischen Einstellungen von Bürgern beeinflussen. In Hartmanns Experiment (1936) in Allentown, Pennsylvania, hingegen wurden für die Wahl 1935 zehntausend Falbblätter mit einem emotionalen und einem rationalen Wahlaufruf der Sozialisten in unterschiedlichen Wahlbezirken verteilt. Auf Grundlage der Wahlergebnisse in den einzelnen Stadtbezirken konnte Hartmann eine stärkere Wirkung der emotionalen Wahlbotschaften als der rationalen Argumente feststellen. Hovland et al. (1949) sowie Stouffer et al. (1949) erforschten die Wirkung von Propagandafilmen auf Soldaten.

Diese experimentellen Studien bildeten jedoch eher die methodische Ausnahme als die gängige Praxis für die folgenden Jahrzehnte. Experimentelle Forschungsdesigns verschwanden nach Ende des Zweiten Weltkriegs fast vollkommen aus dem Methodenrepertoire der Disziplin und die Politikwissenschaft arbeitete zu dieser Zeit vor allem qualitativ (Green und Gerber 2002; Green und Gerber 2003). Dies steht auch im Zusammenhang mit einem Paradigmenwechsel in der Politikwissenschaft ab den 1950er Jahren und der Etablierung der Umfrageforschung (Zimbardo et al. 2008; Gerber 2011). Denn die sogenannte behavioristische Revolution in der Politikwissenschaft, abgeleitet vom englischen Wort „behavior“ für „Verhalten“, führte zur Übernahme von Forschungsinhalten und Methoden aus sozialwissen-

schaftlichen Nachbardisziplinen, primär aus der Psychologie. Daraus entwickelte sich etwa die Politikfeldanalyse, die sich jedoch an „avancierten Methoden der Beobachtung und Befragung unter Hinzuziehung elaborierter Auswertungsverfahren“ (Schneider und Janning 2006, S. 11) orientierte. Mit der verstärkten Anwendung von Umfragedaten in den 1950er/1960er Jahren und der damit verbundenen Möglichkeit, eine kostengünstige Methode zur Erhebung größerer, repräsentativer Daten nutzen zu können, wurden die Ansätze experimenteller Forschung in der Politikwissenschaft verdrängt und eher stiefmütterlich behandelt bzw. als ein unterstützendes Instrument der Befragungsforschung betrachtet (Hamenstädt 2012, S. 53–54). Das heißt, neue technologische Möglichkeiten waren in Bereichen der experimentellen Forschung nur dort von Bedeutung, wo Experimente dazu genutzt werden konnten, die Umfrageforschung zu verbessern (Morton und Williams 2010). So bestand das empirische Material der Politikwissenschaft zu dieser Zeit eher aus Statistiken, Experteninterviews, standardisierten Umfragen oder qualitativen Fallstudien. Klassische Experimente zur Generierung von empirischen Daten wurden hingegen ausgeklammert, auch wenn es vereinzelt Publikationen gab, die die Potenziale experimenteller Untersuchungen diskutierten und einen verstärkten Einsatz von Experimenten in der Politikwissenschaft forderten (Bositis und Steinel 1987).

In den 1950er Jahren wurden dann zunehmend Experimente auf der Grundlage spieltheoretischer Annahmen, insbesondere in der Politischen Ökonomie, durchgeführt. So führten Flood und Dresher das erste Experiment zum Gefangenendilemma durch, das die Probleme nichtkooperativen Verhaltens verdeutlicht. Das Gefangenendilemma ist ein zentraler Bestandteil der Spieltheorie aus der Wirtschafts- und Verhaltensforschung und stellt ein Spiel mit zwei Teilnehmern dar. Ursprünglich geht es auf das Dilemma von zwei Inhaftierten zurück, die getrennt voneinander verhört werden und als Strafen und Belohnungen Folgendes zu erwarten haben: 1) bei beiderseitigem Geständnis eine Strafe mittlerer Größenordnung, 2) bei beiderseitigem Nichtgeständnis eine – mangels an Beweisen für die Straftat – milde Strafe für eine andere Straftat, 3) bei Geständnis eines Beteiligten und Nichtgeständnis des anderen die Freilassung des Ersteren und die strenge Bestrafung des Letzteren. In diesem Dilemma der Entscheidungen zwischen Gestehen und Nichtgestehen ist bei Zugrundelegung des Rationalitätsprinzips das Geständnis für jede Streitpartei die rationale Wahl im Sinne einer dominanten Strategie (Schmidt 2004).

Flood und Dresher untersuchten in ihrem Experiment zum Gefangenendilemma, welche Mechanismen Kooperation fördern können, wenn die experimentelle Situation nichtkooperatives Verhalten belohnt. Ihre Ergebnisse widerlegten die spieltheoretischen Annahmen zum größten Teil und zeigten, dass unter bestimmten Bedingungen wie mehrfachen Spielwiederholungen kooperatives Verhalten der

Teilnehmer möglich ist (Herdt 2003). Dieses frühe Experiment regte weitere intensive Studien zum Gefangenendilemma an. Eine weitere praktische Anwendung der Spieltheorie stellt das sogenannte Ultimatumsspiel dar, das meist als Laborexperiment zur Erforschung des individuellen Altruismus bzw. Egoismus eingesetzt wird (Güth et al. 1982). In verschiedenen Spielsituationen wird untersucht, in welchem Maß der Mensch nur den sich aus dem Spielgegenstand ergebenden Nutzen maximiert und in welchem Umfang er bei seinen Entscheidungen auch andere Interessen berücksichtigt. Bei dem Spiel wird einem der beiden Spielern eine bestimmte Geldsumme, beispielsweise 20 €, gegeben. Der erste Spieler bestimmt dann, wie viel er von diesem Geld dem zweiten Spieler überlässt. Dieser kann das Angebot dann entweder annehmen und beide erhalten die angebotenen Beträge oder er kann es ablehnen und keiner von beiden bekommt die Summe. Aus der Theorie ist eigentlich zu erwarten, dass der erste Spieler eine sehr geringe Summe anbietet und der zweite Spieler jeden noch so kleinen positiven Betrag annimmt. Güth et al. (1982) zeigten durch ihr Experiment jedoch auf, dass unfaire Angebote meist abgelehnt wurden, wenn die Versuchspersonen anonym handelten. Dieses Ergebnis führte zu einer hohen Anzahl weiterer experimenteller Untersuchungen, die weitere Varianten dieses Spiels testeten. Mit der Durchführung dieser Experimente wurde das Fundament für die heutige Bedeutung experimenteller Methoden in der Politikwissenschaft weiter gestärkt (Edwards et al. 2007; Morton und Williams 2012).

Von noch größerer Bedeutung für die Politikwissenschaft war das etwa gleichzeitige Aufkommen experimenteller Untersuchungen zu räumlichen Theorien über Wahlen und Ausschussverhandlungen (Ordeshook 1986). Beide Theorien beschäftigten sich damit, wie Gleichgewichte zustande kommen, wenn Spieler sich in einem ein- oder mehrdimensionalen Politikraum, beispielsweise in einem fiktiven Parteiensystem, befinden. Zentrales Ergebnis dieser Untersuchungen ist die Bedeutung, die dem Medianwähler in diesen Situationen zukommt (Downs 1957; Morton und Williams 2012). Da die meisten theoretischen Schlussfolgerungen auf diesem Gebiet auf der Annahme vollständig informierter Spieler basierten, florierete die experimentelle Forschung in diesem Bereich, die bis dahin schwächere Bedingungen annahm (Aldrich und Lupia 2011). Das Medianwählermodell, das der Veranschaulichung des strategischen Handelns von Parteien dient, sagt aus, dass sich die Positionen der Parteien letztendlich zur politischen Mitte hin angleichen, da im Wahlkampf die Positionen der politischen Mitte besonders umkämpft sind. Das Modell geht zur Vereinfachung von einem Zweiparteiensystem aus, bei dem die eine Partei als eher links und die andere als eher rechts eingestuft wird. Auch wird angenommen, dass sich die Wähler entweder in das linke oder das rechte



<http://www.springer.com/978-3-658-09423-2>

Experimente in der Politikwissenschaft

Eine methodische Einführung

Kubbe, I.

2016, XI, 175 S. 8 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-09423-2